



Das Feuilleton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN

ENTRÉE:

Urlaub beim Feind?

Der Sommer ist da, die Kinder wollen an den Strand, die Erwachsenen in die Weinbar oder in den Duty-Free – und irgendwo in Florida wütet wieder ein Präsident mit der Persönlichkeit eines Mähdreschers. Ja, er ist zurück: Donald J. Trump, der Mann mit dem Händedruck eines Vorschlaghammers und einem gestrigen Weltbild regiert erneut die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Welt horcht auf. Europa zögert. Und die Frage stellt sich mit beunruhigender

Alltäglichkeit: Darf man da jetzt noch hin?

Natürlich ist Amerika noch immer ein Land voller grandioser Landschaften, unbegrenzter Möglichkeiten und

unglaublich guter Burger. Aber die politische Lage lässt zögern. Wenn man diesen Sommer dahin reist, finanziert man dann nicht ein System mit, das Strafzölle gegen französischen Käse, deutsche Autoteile und österreichische Mannerschnitten verhängt? Darf man das? Anders gefragt: Ist es nicht ein stiller Akt des Widerstands, mit EU-Reisepass und sichtbar zerlesener Süddeutscher Zeitung die Freiheitsstatue zu fotografieren? Sozusagen USA-Urlaub trotz Trump?

Europa schießt auf Sanktionen – wirtschaftlich, politisch, verbal. Aber die Realität sieht anders aus. Die Leute kaufen sich Cheeseburger in Santa Monica und posten Fotos mit #freedom und #californialove. Sanktionen? Ja. Aber bitte nicht beim Essen.

Natürlich könnte man sagen: Dann halt Kroatien. Oder Kärnten. Oder Balkonien, mit Fußbad und eisgekühltem Aperol. Aber ist das wirklich der richtige Weg? Verweigern wir uns dem transatlantischen Dialog aus Protest? Oder muss man gerade jetzt hinfahren? Vielleicht ist es genau das: eine sanfte Form der Infiltration. Wir Europäer reisen ein, essen unseren Avocado-Toast mit ironischer Distanz, halten Vorträge über Datenschutz und Klimapolitik – und verbreiten Zweifel. Zweifel an der Richtigkeit von allem, was aus Washington kommt, seit man dort postet statt denkt. Urlaub in den USA ist 2025 ein Balanceakt zwischen Gewissen und Kreditkarte. Man darf – ja man sollte sogar – dorthin fahren. Wegen der Menschen. Wegen der Landschaften. Und weil man nirgends so stilvoll über Weltpolitik streiten kann wie im Schatten eines texanischen Highway-Motels, mit einer von illegal eingewanderten Mexikanern gebackenen Pizza und CNN auf stumm im Hintergrund.

Trump hin oder her – das Land gehört nicht ihm. Sondern auch jenen, die sich wundern, dass jemand wie er es immer wieder schafft, gewählt zu werden.

MATTHIAS GREULING

Kleider machen Heute



Warum Mode uns verändert und ein neuer Anzug ein eigenes Lebewesen ist

SEITE 8

HELL, DUNKEL UND DAS GRÜNE DAZWISCHEN

SOMMERSONNE. Der Rasenmäher röhrt, die Hecke ist gestutzt, die Nacktschnecken abgeklaut. Ordnung muss schon sein im Schrebergarten. Trotz all der Arbeit: Jetzt im Sommer ist so ein grünes Refugium besonders beneidenswert. Gregor Kucera hat sich angeschaut, wie diese Mini-gärten überhaupt entstanden sind und was Masturbation damit zu tun hat. Er sprach mit der unantastbaren Autoritätsperson dieser durchorganisierten Anlagen, einem Vereinspräsidenten, und ging der Frage nach, wie solche Zellen der Natur in der Stadt das urbane Mikroklima verbessern. Eines brauchen die Pflanzen und die Menschen im Schrebergarten gleichermaßen: die Sonne. Im Sommer gibt es (meistens) reichlich davon. Und auch der Buchmarkt hat viele Sonnen zu bieten: Christina Böck testet Romane mit solaren Titeln auf ihre Strandtauglichkeit.

Aber wenn die „gelbe Sau“ (© PeterLicht) untergegangen ist – ist es dann wirklich dunkel? Keineswegs. Für die Natur ist die Lichtverschmutzung ein immer größeres Problem. Bernhard Baumgartner ist dort hingefahren, wo es wirklich finster ist.

Seiten 6, 9 und 23

IN DIESER AUSGABE

Lager: Wo Bühnenbilder und Requisiten „urlauben“ Seite 10

Porträts: Armin Mösinger schaut genauer hin Seite 14

Begehren: Sexfantasien von Frauen einst und heute Seite 26

Verstehen: Gibt es die „äußerste Klarheit“? Seite 28

Schnell: Wie geschwind geht es in unserem Körper zu? Seite 35

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling

Monatsschrift, Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M, Retouren an Postfach 555, 1008 Wien

Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



Leitartikel

Es kostet, was ihr wollt

Die ganze Sache erinnert an Schulkinder, die etwas ausgefressen haben. Zuerst wird geschwiegen und gemauert. Dann abgewiegelt und relativiert. Dann scheinbar zugegeben, bis nach und nach endlich das gesamte Ausmaß sichtbar wird. Aber, hey: Alles nicht so schlimm, das wird schon. Die in Brüssel sollen sich nicht so anstellen.

Nun ist die Zeit, wo die Rechnung zu begleichen ist. Natürlich auf Kosten der Bürgerinnen und Bürger. Wer, wenn nicht sie soll für das „Koste es, was es wolle“ der letzten Regierung aufkommen? Pensionisten, Arbeitnehmer, Junge, Alte, Bittsteller und Antragsteller – sie alle dürfen sich auf eine Kostenlawine einstellen. Dass Gebühren für Dinge, die jeder braucht, wie Pässe oder Personalausweise, gleich um ein Drittel teurer werden, ist durch nichts gerechtfertigt. Pars pro toto: die Meldeauskunft. Vor wenigen Wochen war der Computerausdruck noch für gut drei Euro erhältlich – nun sind mindestens 15 Euro fällig. Eine glatte Verfünffachung. Warum? Weil man es kann.

Die politische Verantwortung muss jetzt die Dreierkoalition einstecken. Man erinnere sich: Zwei der drei Parteien können nichts dafür. Einzige Konstante in dieser Gleichung ist die Volkspartei. Die mit dem Finanzminister, der nicht den Mut hatte, vor der Wahl die Wahrheit auf den Tisch zu legen, bevor er sich nach Brüssel evakuierte. Feigheit vor dem Wähler ist genau das, was die FPÖ immer kritisiert hat. Jetzt hat man ihr nachträglich die Rechtfertigung für diese Behauptung auf dem Silbertablett serviert.

Dass die wirtschaftliche Situation auch keine Beruhigung ausstrahlt, sei nur nebenbei erwähnt. Pleiten, wohin das Auge schaut. Geschäftsmodelle funktionieren nicht mehr, und die eigene Industrie wird in den Abbau getrieben. Die internationale Wirtschaft ist dank Donald Trumps täglicher Rundumschläge in Schockstarre gefangen. Wer das wieder zahlen wird? Na, was glauben Sie?

Dazu kommen viele Krisen, die unter der Oberfläche vor sich hin brodelt. Etwa das Faktum, dass wir in wenigen Jahren dank Pensionierungen einen Großteil der niedergelassenen Arztpraxen verlieren werden. Nachfolger sind schon heute rar, auch hier rechnet sich der Aufwand oft

BUDGET

Der Staatshaushalt liegt in Scherben. Reparieren müssen ihn nun die Bürger.

keiner. Diese Fahrlässigkeit wird Leben kosten.

Wird jetzt also wahr, was Liberale immer predigen? Dass man sich vom Modell des „Vollkasko-Staats“ verabschieden muss? Dass man sich darauf einstellen muss, immer mehr Privatleistungen zu kaufen, weil der Staat zwar gerne kassiert, sich aber bei der Erbringung der Leistung nobel zurückhält? Hier geht es um gute und bewährte Systeme, um die uns viele beneiden.

Sicherlich: Dass gespart werden muss, wird niemand bezweifeln. Jedoch muss auch beim Sparen eine gewisse Prioritätenliste eingehalten werden. Auch hier muss Fairness und Nachvollziehbarkeit herrschen. Menschen, die (auch dank kostenloser Ausbildung) das Glück haben, viel zu verdienen, werden mehr beitragen müssen als Menschen, die schon bisher kaum ein Auskommen finden. Einfach die Gebühren für Dinge, die jeder braucht, explodieren zu lassen, ist kein fairer Weg. Ein Finanzminister der SPÖ sollte das wissen.

Es ist kein Wunder, dass viele Menschen die vergangenen zehn Jahre politisch als eine Abwärtsspirale wahrnehmen. Es kommen immer mehr Probleme dazu, als gelöst werden. Es wird „Loch auf Loch zu“ betrieben und Pflaster auf Wunden geklebt, die einer gründlichen Sanierung bedürften. So kommt es bei den Bürgern an und sie tun, was sie können: Sie wehren sich mit ihrer Stimme.

Was Not tate, ist Politik, die den Bürger nicht als Kleinkind sieht, sondern als Partner auf Augenhöhe. Die offen kommuniziert, anstatt Dinge zu verstecken und nie einen Fehler zugeben. Niemand ist fehlerfrei – auch Politiker nicht. Trotzdem so zu tun, ist eine Zumutung.

In diesem Sinne können wir nur hoffen, dass der Sommer eine gnädige Trägheit über das Land legt. Wer schwitzt, hat auch weniger Animo, sich über das politische Personal zu beschweren. Alles viel zu anstrengend. Lassen wir uns also den schönen Sommer nicht nehmen. Im Herbst gibt es dann sicher wieder neuen Grund zum Ärgern. BERNHARD BAUMGARTNER

nicht mehr. Das Modell Hausarzt – es ist im Niedergang. Das merken jene, deren Praxis zusperrt und die sich einen neuen Arzt suchen müssen. Längst hätte man die Anzahl der Ausbildungsplätze massiv erhöhen müssen. Getan hat das



Bernhard Baumgartner ist Herausgeber von „Das Feuilleton“.



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 15, September/Oktober 2025) erscheint am Freitag, 5.9. in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.online ein Abo abschließen

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:

Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:

Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:

Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner, Viktoria Klimpfinger

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Mag. Judith Belfkih, Georg Biron, Christine Dobretsberger, Harald Havas, Mag. Klaus Huhold, Reinhard Koller-Astleitner, Mag. Gregor Kucera, Dr. Clemens Marschall, Dr. Petra Paterno, Betina Petschauer, Magdalena Pichler, Andreas Rauschal, Martin Reiterer, Maureen Reiterer, Mag. Uwe Schögl, Dr. Theresa Steininger, Mag. Andreas Tesarik, Kurt Tutschek, Julia Wagner
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena. Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:

Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Druck: Styria Print Group, Styriarstraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 6,00 Euro inkl. 10% UST

„Das Feuilleton“ erscheint in Print sechs Mal im Jahr.

Jahresabo: 35 Euro inkl. 10% UST

Bestellungen: abo@feuilleton.online

Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.online, Mail: office@feuilleton.online

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:

www.feuilleton.online/kontakt/impressum-datenschutz

Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Hände weg vom Dreh und Trink!

Was wird es in 25 Jahren nicht mehr geben? Dazu hat kürzlich Zukunftsforscher Tristan Horx eine Einschätzung gegeben. Und zwar: Sommerferien zum Beispiel.

Ja, warum auch nicht. Weg mit Freizeit, Spaß und Erholung. Im Badegewässer ist eh Mikroplastik, die Sonne macht Melanome und zu teuer ist sowieso alles. Also, ja, endlich! Erlöst uns von den Sommerferien!

Da war die Entscheidung, das Brickerl-Eis aus dem Steckerl-Sortiment zu nehmen, eigentlich nur konsequent.

Zwei Schilling. Zwei Schilling hat das Brickerl einmal gekostet. Das kann man sich ja heute gar nicht mehr vorstellen. Aber das darf man natürlich nicht mehr sagen. Weil den Schilling gibt es nicht mehr. Und jetzt das Brickerl auch nicht mehr.

Da steht man dann mit seinem Kredit, den man für ein Magnum Gold Caramel Billionaire genommen hat, vor der Tiefkühltruhe und fragt

sich doch: Was will man uns denn noch alles nehmen? Nach Asbest, Pluto als Planet und überschaubaren Geschlechterbezeichnungen? Nach Windows 98, dem Bank Austria Kunstforum und der telefonischen Zeitanzeige? Vielleicht noch die U6, den Leberkäs und das Dreh und Trink?

Wenn das letzte Eis geschleckt, das letzte Staberl achtlos weggeworfen und der letzte pickige Finger am Badeanzug abgewischt wurde, werden sie dann verstehen, dass man nicht allein von Magnum mit albernen Modenamen leben kann? Nächstes Jahr neu: Magnum Green Styler mit Spitzwegerichkern und Brennnesselbritzel! Und Magnum Deep Dark mit Teerherz und Aktivkohlestreusel!

Aber wenn jetzt noch jemand sinistre Ideen mit der Schartner Bombe und den Drageekeksi hat, dann wird es wirklich ernst. Dann muss eine Revolution her. Das schlägt ja dem Rumfass den Boden aus!

CHRISTINA BÖCK



Grillen, bis die Rettung kommt

Alljährlich in der Sommersaison werden Männer, die nicht kochen können, im globalen Schrebergarten für das Verkohlen von Fleischteilen gefeiert. Ein Missverständnis.



Foto: Mike Marrah/Unsplash

Es sind verwirrende Zeiten und noch dazu in Rauch und Nebel gehüllt: Willkommen in der Grillsaison!

ANDREAS RAUSCHAL

„We didn't start the fire“: Was Billy Joel einmal so gelassen zum Ausdruck brachte, hat auch bezüglich der Essenszubereitung historische Richtigkeit. Immerhin waren es nicht wir, sondern vor je nach Quelle bis zu 790.000 Jahren unsere Urururururur... kurz: unsere Urstahnen, die entdeckten, dass Fleisch durcherhitzt viel besser schmeckt als im Rohzustand und auch hinsichtlich der Verträglichkeit seine Vorteile hat.

Allerdings konnten die Vorfahren während der Mühsal der Jagd, sprich beim Erlegen und Zerlegen des Koteletts in spe, eines nicht ahnen: Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sollte der Wirtschaftsaufschwung den Wohlstandsmenschen mit sich bringen, der wiederum in Gestalt von George Stephen 1951 den ersten Kugelgrill erfand. Ein großer Sprung für die Menschheit (und den Kontostand von George Stephen), der uns auch ohne Brandbeschleuniger vom Paläolithikum direkt ins Zeitalter des Weber-Grills katapultierte.

UNGEAHNTE HERAUSFORDERUNGEN

Ein großer Sprung? Auch eine Geschichte voller Missverständnisse. Obwohl es jährlich mit Einsetzen der warmen Jahreszeit vor allem Männer, die nicht kochen können, sind, die bequem mit dem Auto zum Diskonter rollen, um dort für sie bereits mariniertes und in Plastik eingeschweißtes Billigfleisch aus dem Regal zu fischen (anstatt es zu jagen), plustern sich diese Personen zu den großen Zampanos im Milieu der Ernährenden auf – und lassen sich zu allem Überfluss das Wort „Grillmeister“ auf die Kochschürze drucken, auch wenn sie das Gekaufte (im besten Fall) nur erwärmen. Im Regelfall verbrennen sie es.

Wir reden von Menschen, die im globalen heimischen Schrebergarten über aufziehenden Rauchschwaden in einer Art Feuerritus so lange den Gscheitwaschl geben, bis sie ihr zunehmendes Gefluhe schon bald zu entzaubern droht. Im Selbstbild verwandt mit den großen Jägern, Sammlern, Seefahrern, Entdeckern, Abenteurern und natürlich auch Feuerbändigern der Geschichte, die gemeinsam mit den anderen Dorfstärksten einst ganze Bisons über Glutnester spannten, ist es mit der selbst behaupteten Grillkompetenz vielleicht doch nicht so weit her. Allerdings ist heute auch alles sehr kompliziert. Galt es früher lediglich, die Gemeinschaft vor dem Aussterben durch den Hungertod zu bewahren, wird man mittlerweile von möglicherweise anwesenden Dreikäsehochs und Teilzeitvegarnern in Personalunion mit ungeahnten Herausforderungen konfrontiert: „Onkel, kannst du bitte den Tofu!“

BRANDGEFÄHRLICHE DISKUSSIONEN

Jetzt nur nicht ins Schwitzen geraten, sich in brandgefährlichen Diskussionen haltlos den schwarzen Boomer zuschieben lassen und stattdessen das – wenn auch gachrote – Gesicht vulgo „Pokerface“ wahren! Schließlich lässt sich der Familienstammbaum bis in die Zeiten des Donaulimes zurückverfolgen. Und bereits aus den „Asterix“-Bänden wissen wir, dass es kein Happy End geben kann, bevor nicht ein Rudel an Wildschweinen über dem Feuer rotiert und der Barde zur Freude aller in Fesseln liegt. Beim Teutates!

Und hatten nicht auch die alten Römer unter den Ahnen mit ihrem Zug zum Gelage für einen kulinarischen Quantensprung gesorgt, als sie uns mit ihren frühen Schweinsbratwürsten den Käsekrainergusto evolutionär nur so ins Großhirn brannten und den Weber-Grill mit dem

für den Hausgebrauch erfundenen „Foculus“ um etliche Jahrhunderte vorwegnahmen? Frage nicht. Doch Vorsicht, Obacht, Gefahr! Im Hintergrund stolpert der sogenannte Grillmeister als disloziertes Rußmänderl nach seinen ersten sechs Flaschen Cervisia gerade kopfüber ins Hochbeet.

SEHR HEITER, TODERNST

Man sieht es schon, Grillen ist eine sehr heitere, aber todernste Sache, die man keinesfalls unterschätzen sollte. Jährlich künden hierzulande rund 700 Rettungsfahrten davon, dass es sich beim Kreislauf aus Baumarkt, Fleischhauer, Schrebergarten und Notaufnahme um kein Gerücht, sondern die Wirklichkeit handelt. Einmal nicht aufgepasst, und schon ist man Opfer einer spiritusbedingten Stichflamme geworden oder hat sich am Rechen selbst zum menschlichen Spieß gemacht.

Neben Verbrennungen (50 Prozent) und Knochenbrüchen (16 Prozent) als laut Kuratorium für Verkehrssicherheit (2024) häufigste Verletzungsarten beim Grillen sollte aber nicht vergessen werden, dass der Tod auch im Gemüse wohnt. Wer etwa mit dem Schnippeln von Zucchini, Karotten und Kohlrabi beschäftigt ist, laut Grillmeister also den absolut unwesentlichsten aller denkbaren Beiträge zum Grillfest leistet, ist der üblen Gefahr einer Schnittwunde oder Schlimmerem ausgesetzt (30 Prozent). Auf Reizwörter wie „Salat“ verzichten wir an dieser Stelle, aber bringt mir noch jemand ein Bier?

AUSZAPFT IS!

Apropos: Menschen, die laut Grillmeister nicht wissen, was sich gehört, haben auch einen Namen. Sie heißen Doktor Brezner und kommen in einer Kabarettnummer von Gerhard Polt als Nachbar mit akademischem Titel, aber ohne Allgemeinwissen daher. Der Doktor Brezner

ist, kurz zusammengefasst, ein Mensch, der seine Weißwurst nicht kocht, sondern tatsächlich auf den Griller schmeißt. Dafür stehen zu Hause in Bayern als gesetzlich vorgesehene Mindeststrafe eigentlich lebenslanges Wiesnverbot, kalter Festbierentzug und 600 Vaterunser. Auszapft is!

Wer will, kann hinter all diesen Aspekten aber auch ein größeres Problem erkennen. Die Welt und die Ernährungsgewohnheiten mögen sich längst verändert haben, nur unser Grillmeister . . . nicht. Wobei vor allem dann Ungemach droht, wenn man Grillen weniger als Essen und mehr als geselliges Zusammensein definiert, bei dem eigentlich Harmonie herrschen sollte: Sojawürstel, wer braucht das, Halloumi, was ist das, Linsenpatty, JA HABEN SIE DIR INS GEHIRN . . . ?

Gesellschaftlicher Fortschritt gut und schön, aber im Aufeinandertreffen mit individueller Sturheit keine ganz einfache Sache.

Leider bietet auch der Blick über den Gartenzaun heute nur mehr selten Klarheit (selbst in Abwesenheit einer Thujenhecke). Fliegen den Industrie-Bernern auf dem Wegwerfgrill in der Parzelle links die Löcher mangels „mehr Power!“ so ganz und gar nicht aus dem Käse, wurde für den „BBQ Master Prestige“ in der Größe eines SUVs weiter rechts offenbar ein Jahresnetto Gehalt versenkt, um ein paar Bauarbeiterportionen „Louisiana-Dry-Aged-Ribs“ zum Radicchio Rosso di Treviso mit einer Infusion aus der Périgord-Trüffel zu smoken. Ja, es sind verwirrende Zeiten, und sie werden im Kleingarten noch dazu in Rauch und Nebel gehüllt.

Sicher ist nur eines: Saisonal betrachtet hat das Spektakel ein Ablaufdatum. Die Kochschürze wird eingemottet, der Hobbyraum aufgesperrt. Alles wird gut! Hinter dem Herd sind Grillmeister so gut wie nie anzutreffen. 

Mut zur Verletzlichkeit

Als Kind war es noch ein Spaß, Mutproben zu bestehen. Warum es schwer, aber wichtig ist, ein „Nein“ zu wagen.

MAUREEN REITINGER

Komm, sag feig!“ Wir alle wurden schon das eine oder andere Mal verführt und auf die (Mut-)Probe gestellt. Ob als Kind, wenn es darum ging, von einem Klettergerüst zu springen, oder in der Adoleszenz, wenn wir angestiftet durch Schulkolleginnen irgendwo etwas mitnehmen sollten, ohne zu bezahlen. Manchmal brachte diese Art von Mut einen angenehmen Nervenkitzel mit sich.

Während es als Kinder und Jugendliche bei unseren alltäglichen Mutproben eher darum ging, uns im zwischenmenschlichen Kontext zu beweisen und einen Stellenwert in der Gruppe zu erlangen, sieht es im Erwachsenenleben oft schon ganz anders aus. Mutproben bestehen dann immer öfter darin, ehrlich über Gefühle zu reden, ein schon lange überfälliges Gespräch zu führen oder endlich diesen einen schwelenden Konflikt anzusprechen.

Allzu oft kommen wir in Situationen, in denen wir nicht den Mut aufbringen, unsere Bedürfnisse zu kommunizieren. Wir kennen dieses Gefühl, das unten im Bauch beginnt, eine Schwere, ein Druck, ein Ziehen. Dieses Ziehen wandert dann bis zum Hals hinauf, wo der Herzschlag in der Halsschlagader ganz heftig spürbar, und manchmal sogar sichtbar, ist. Der Mund wird trocken und es zieht hinter

den Ohren. Wir müssen öfter schlucken, die Kehle wird dadurch aber nur noch trockener. Das Herz schlägt uns bis zum Hals und wir wollen etwas sagen, aber eigentlich ist es dann doch nicht so wichtig. Wir trauen uns nicht. Wir selbst

nehmen uns nicht wichtig genug, unsere Wünsche, unsere Grenzen mitzuteilen. Wir spüren, dass da etwas erreicht ist in uns, und dennoch schaffen wir es nicht, für uns einzustehen.

MAN DRÜCKT SICH

„Ich liebe dich nicht mehr“ scheint wie eine einfache Aussage. Jede von uns kann diesen Satz mühelos aussprechen. Vor allem, wenn es emotional nichts mit uns zu tun hat. Aber wie geht es uns mit dieser Aussage, wenn wir schon lange darüber nachdenken, uns aus einer Verbindung zu lösen, und das Gespräch mit der Partnerin schon lange überfällig ist? Wenn unser Gegenüber vielleicht gerade um die Beziehung kämpft und krampfhaft versucht, Pläne für die gemeinsame Zukunft zu machen? Ja, sogar keine Ahnung hat, wie es um unsere Gefühle steht?

Wir alle kennen sie, diese Gespräche, vor denen wir uns drücken und die unseren ganzen Mut

erfordern. Ganz gleich, ob es um die Absage eines Treffens geht, um das ungeliebte Familienessen zu Weihnachten, darum, dass der Sex wieder einmal zu grob war und nicht unseren eigentlichen Sehnsüchten von Zärtlichkeit entsprochen hat, um die Wahrheit in einer Angelegenheit oder eben um ein Loslassen, das schon mehr als überfällig ist. Warum kommunizieren wir unsere Bedürfnisse nicht, warum kostet es uns so viel Überwindung?

Immer wieder bekommen wir den Rat, unsere eigenen Grenzen wahrzunehmen, zum Wohle der psychischen Gesundheit und des eigenen Wohlbefindens, aber die Umsetzung ist tatsächlich gar nicht so einfach.

Denn Grenzen zu setzen kann bedeuten, Beziehungen aufs Spiel zu setzen, Freundschaften zu verlieren. Es bedeutet, den Mut zu haben, sich dem auszusetzen, es auszuhalten, die daraus resultierenden Gefühle und Emotionen zu spüren. Es bedeutet, auf Widerstand zu stoßen. Wir alle tun uns schwer mit Grenzen, vor allem mit denen der anderen. Es können starke Kränkungen entstehen und es erfordert einiges an Resilienz, um diesen Marathon der Gefühle durchzustehen.

IMMER NEU ENTSCHIEDEN

Grenzen zu setzen bedeutet, Entscheidungen zu treffen und mit den resultierenden Konsequenzen zu leben. Haben wir uns dazu durchgerungen, sie zu setzen, bringen sie aber eine ungemeine Freiheit. Wie Paul Silberstein, der Hauptprotagonist aus dem Film „Wie ich lernte, bei mir selbst Kind zu sein“, so schön an seine heimliche Liebe schreibt: „Freiheit, mein Fräulein, nur sie führt uns zum Glück und ihr Geheimnis, das lehrt uns schon der kluge Athener Perikles, das Geheimnis der Freiheit ist der Mut. Er sagt sinngemäß auch, wer seinen Ideen und Worten nicht Taten folgen lässt, ist wohl nicht besser dran als jener, der keine Ideen hat.“

Damit sind kein Adrenalinstoß und kein Abenteuer gemeint, sondern eine persönliche Weiterentwicklung, die letztlich dazu führt, dass wir uns freier fühlen. Freier in unseren Entscheidungen und unseren Lebensgefühlen.

Besonders weiblich sozialisierte Menschen werden zum „Jasagen“ erzogen und es ist oftmals ein sehr weiter, allerdings auch ein sehr befreiender Weg zu einem herzhaften wie aufrichtigen „Nein!“

An dieser Stelle fällt mir auch der Rat einer lieben Freundin ein. Ich habe lange mit der vermeintlichen Endgültigkeit von Entscheidungen gerungen und dachte, wenn ich eine Wahl getroffen hatte, dann musste ich eben mit der Konsequenz leben. Was das anbelangte, war ich sehr festgefahren: Besser keine Entscheidung als die falsche

Entscheidung, besser nicht ansprechen, wo der sprichwörtliche Schuh drückt, bevor eine Konsequenz daraus entstehen würde, die mir nicht gefiel. Als ich mit ihr darüber sprach, gab sie mir etwas sehr Befreiendes an die Hand. Neue Entscheidungen würden immer die alten ablösen, ich könne also immer wieder neue Wege einschlagen, aus denen wieder neue Konsequenzen entstehen würden. Sie wären also keineswegs festgefahren oder endgültig. Was es mir heute viel leichter macht, Entscheidungen zu treffen.

VERSION EINER SCHABLONE

Aber es fällt uns Menschen nicht nur schwer, Grenzen zu setzen, Entscheidungen zu treffen und Probleme anzusprechen, viele von uns haben auch ein riesen-großes Problem mit Vulnerabilität. Wir wollen uns nicht verletzlich zeigen vor anderen und meistens auch nicht vor uns selbst, vielleicht aus Sorge, dass es in irgendeiner Art gegen uns verwendet werden könnte. Dass wir eben nicht gefallen mit dem, was wir sind. Würden wir aber erkennen, dass wir so viel mehr sind als immer nur unsere beste Version nach irgendeiner gesellschaftlichen Schablone, die eben gerade „en vogue“ ist, dann wäre es uns möglich, wahrhaftige Verbindungen, Freude und Liebe zuzulassen.

Uns verletzlich zu zeigen, ist vielleicht die größte Mutprobe, der wir uns stellen sollten, wird es doch oft als große Schwäche missverstanden, sich in der eigenen Verletzlichkeit dem Gegenüber zu offenbaren, sich in der ganzen Tiefe und Unvollkommenheit zu akzeptieren und zu zeigen. Es kann natürlich bedeuten, auf Ablehnung zu stoßen und dadurch verletzt zu werden. Gleichzeitig aber besteht auch die Chance, vom Gegenüber angenommen zu werden, gesehen und gewollt zu werden mit allem, was menschlich ist und nicht ist. Dadurch kann eine Verbindung auf einer wahrhaftigen Ebene möglich werden. Wir könnten Mut daher als Brücke zwischen dem Setzen von Grenzen, dem Treffen von Entscheidungen und dem Zulassen von Vulnerabilität betrachten. Eine Brücke, die uns von der Angst wegbringt, hin zu einem erfüllten, authentischen, lebenswerten Leben, für das wir dankbar sein wollen.

MAUREEN REITINGER wurde 1979 in Wien geboren, sie lebt und arbeitet in Wien und Niederösterreich. HTL-Abschluss in Betriebsmanagement & Produktionstechnik. Jahrelange ehrenamtliche Tätigkeit bei der Caritas und VinziPort. Feministin. Mutter. Großmutter. Leidenschaft für Kunst und Kultur, Kommunikation und Menschen. Absolviert gerade das Psychotherapeutische Propädeutikum. Der Text stammt aus dem Buch „Mut“, eben erschienen bei Kremayr & Scheriau.



Mutproben bringen Nervenkitzel, sich etwas zu trauen, kann Folgen haben

Monatsabrechnung

Schwuppdwupp!

Es geht ein Missverständnis in unserer Welt herum, fidi-bumm!

Am Anfang, als das Internet noch klein war und die Endgeräte groß, da gab es diesen Traum. Von der Demokratisierung des Wissens und der Information. Alles kann von allen gelesen, gehört und gesehen werden. Es wird das Ende der Ungerechtigkeit und der Willkürherrschaft sein. Denn alle können alles sichtbar machen und dann ... Haha! Dann wird's was geben.

So hat man sich das erträumt. Irgendwann in den 90ern.

Heute sieht das etwas anders aus. Heute ist das Internet groß und die Endgeräte so klein, dass wir sie immer dabei haben können.

Das Endgerät wurde also erfolgreich demokratisiert.

Das Wissen ... na ja. Denn NGOs, Hilfsorganisationen, Investigativjournalisten, progressive politische Parteien ... sie alle haben ein Problem. Natürlich wollen sie alle Menschen aufrütteln, informieren, begeistern oder zumindest interessieren für Inhalte, die noch nicht „so bekannt“ sind, kurz gesagt, sie alle wollen irgendwas „sichtbar machen“: Zustände, Verhältnisse, Leid, Ungerechtigkeit.

Das ist nobel, von einem aufklärerischen Gedanken angetrieben, engagiert und beseelt von der verrückten Idee, dass diese Sichtbarkeit beim Empfänger eine Aktion auslöst.

Der Empfänger (oder auch die Empfängerin oder auch nur das Empfangsgerät) möge sich doch aufgrund dieser sichtbar gemachten Information erheben, ereifern, ermutigt die Initiative ergreifen oder sonst etwas erschaffen. Vielleicht einmal gar erwachen?

Wenigstens erinnern, dass man etwas tun könnte.

Was aber passiert am empfangenden Ende? Es ermüdet.

Das Informationszeitalter schafft beim Individuum keinerlei Bedürfnis nach mehr Information. Im Gegenteil. Die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts haben ja auch nicht das Verlangen mythischer Religiosität mit starkem Blutdurst gesteigert. Nein, davon hatte man genug.

Man wandte sich der rationalen Wissenschaft zu. Das war mal was anderes. Und so steigert auch die Informationsexplosion auf dem Endgerät, das wir alle bei uns tragen, ein Bedürfnis.

Das Bedürfnis, immer weniger wissen zu wollen.

Denn was will der Medienkonsument am anderen Ende? Er möchte hören, dass das alles schon irgendwie gut geht, dass sich wer anderes darum kümmert, dass das nicht so schlimm ist, dass das alles nichts mit ihm zu tun hat und dass er jetzt – völ-

lig zu Recht – endlich seine Ruhe haben kann.

Er möchte nichts Sichtbares.

Er möchte – im Gegenteil – Unsichtbares.

Er möchte, dass die Probleme verschwinden, nicht dass sie aufgezeigt werden. Und wenn sie schon da sind, die Probleme, dann hätte er wenigstens gerne eine Kausalkette (eine möglichst kurze), an deren Ende jemand steht, der schuld ist. Und der – und das ist besonders wichtig! – nicht der Medienkonsument selbst ist. Sondern irgendwer anders.

Ein Immigrant, ein Intrigant, ein Immobilienspekulant, ein Hydrant ... egal.

Der Medienkonsument möchte Opfer sein. Ein unschuldiges, machtloses Opfer ohne Einflussmöglichkeiten.

Man könnte dem Medienkonsumenten jetzt zurufen, dass das doch eine Infantilisierung seiner selbst ist. Aber was würde er darauf wohl antworten? Wahrscheinlich, dass man ihn mit komplizierten lateinischen Fremdworten in Ruhe lassen soll.

Kurz gesagt: Die Probleme sollen gefälligst verschwinden.

Schwuppdwupp!

All das ist ein Grund für den Erfolg des Rechtspopulismus genannten Faschismus 2.0: Dort werden entweder sämtliche Probleme ja auch auf eine – nicht wahlberechtigte – Personengruppe zurückgeführt oder schlicht gezeugnet. Hier heißt es also nicht „Geht nicht, gibt's nicht!“, sondern „Gibt's nicht? Geht!“.

So muss man auch diese Politiker begreifen, nicht als Problemlöser für komplizierte Sachverhalte, sondern als Zauberer. Als Illusionisten. Wie Betreiber einer Geisterbahn, wo der böse Asylant und die schrecklichen liberalen Eliten von der Decke hängen, der Genderwahnsinn herrscht und am Ende der sozialistisch-islamistische Globalisten von Haus aus unschuldigen Geisterbahn-Benutzer noch zu Tode erschreckt.

Dann ist die Fahrt vorbei. Man hat sich ordentlich gefürchtet, kennt sich wieder aus, wer die Bösen sind und wer die Guten, und was in der Geisterbahn nicht vorkommt, gibt's nicht.

Herrlich! Das ist Selbstbeschluss, den man auch noch selbst zahlt. Im Prater mit Eintrittsgeld, im echten Leben mit Vermögen & Erbschaftssteuer, die es nicht gibt. „Gibt's nicht“ geht eben. Und die großen Vermögen im Land sind verschwunden? Also schon vorhanden. Im wahrsten Sinne des Wortes: reichlich. Aber: unsichtbar.

Schwuppdwupp!

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor. Auf dem Album „Nicht mein Problem“ macht er auch Musik. www.severin-groebner.de.



Der Enkeltick

Schicht im Schacht

Ach, der Frühsommer. Die Vögel zwitschern, in der Luft hängt der Geruch der ersten Grillerei und aus dem Untergrund dringt panisches Geschrei. So kündigt sich zumindest für die Nachbarn meiner Großmutter die warme Jahreszeit an. Meine Großmutter hat einen Garten und in dem Garten einen Schacht, der höchstens breit genug ist, um die Ellenbogen leicht vom Körper abzuspitzen. Allerdings liefe man dann Gefahr, eine Nacktschneckenfamilie zu rempeln.

Der Schacht ist gute zweieinhalb Meter tief und dunkel. Feucht und eng. Dumpf und still, wie ein ausbetoniertes Senkrechtgrab. Hier unten kann man nur aufrecht stehen wie das Wasser, das nicht im lehmigen Boden versickern will. Den Schacht hat sich alles zur Heimat gemacht, was das Sonnenlicht nicht anrühren will. Kellerassel, Ohrenschlüpfer, Wirbel- und Gesichtsloses. In den Schacht muss man klettern, um das Wasser für den Garten im Frühjahr auf- und im Herbst abzudrehen, weil sonst die Rohre inwendig einfrieren.

Meine Großmutter ist für ihre 88 Jahre zwar außerordentlich rüstig und lässt sich wirklich nur unter Protest Dinge aus den knorpeligen Händen reißen. Aber wenn es um den Schacht geht, lässt selbst sie lieber die Finger davon.

Heroischer Auftritt: die Enkelin. Es kommt recht selten vor, dass mich meine Großmutter um Hilfe bittet. Wenn es dann endlich so weit ist, bin ich bereit. Bereit für meine Heldinnenprüfung, meinen Ausflug ins Ungewisse, dahin, wo sonst niemand hinwill. Ein kleiner Schritt für mich, ein großer für die Oma. Und so weiter. Andächtig lege ich mir meine zerfledderte Rüstung an – die Arbeitsjacke meines verstorbenen Großvaters riecht noch ein bisschen nach ihm und hauptsächlich nach Schacht.

Zusammen schieben wir den Schacht-Deckel zur Seite, sehen uns ernst in die Augen, ich nicke leicht. Sie nickt zurück. Ein Moment, der nur uns beiden gehört. Ein kleiner Abschied. Ich atme lange aus. Ich atme lange ein. Ich stelle mich an den Schacht-Rand. Und brülle los. In einem monotonen, lang gezogenen Schrei klettere ich die verrosteten Leitersprossen hinab in die manifestierte Panikattacke. Jahr für Jahr vergesse ich, welchen Hahn ich zu- und welchen aufdrehe. Kurz ist der Langschrei also unterbrochen von Gekeife in Richtung Oberfläche. Gefunden. Das Wasser kommt, ich steige schreiend aus dem Hades auf. Wie ein unmusikalischer Orpheus.

Um das zu verstehen, muss man wissen: Ich hasse Wirbelloses, aber ich liebe meine Oma. Also habe ich mich mit mir selbst auf den Kompromiss geeinigt, mich auf Augenhöhe mit den widerlichen Nacktschnecken zu begeben und meinen Unmut dabei laut kundzutun. Meine Großmutter denkt, ich mache das, um die Schnecken zu vertreiben. Die Nachbarn denken, ich mache das, weil meine Großmutter mich misshandelt. Dabei mache ich das bloß, weil es nicht anders geht.

VIKTORIA KLIMPFINGER

erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

